

Um Mehrung der Ordensberufe für die Missionen unter der weiblichen Jugend. Missionsgebetsmeinung für August 1960

In einer Ansprache an den von der Religiösenkongregation im Jahre 1952 einberufenen internationalen Kongreß der weiblichen Orden in Rom (vgl. Herder-Korrespondenz 7. Jhg., S. 53) berührte Papst Pius XII.

erstmalig vor einer repräsentativen Vertretung der Frauenorden aus der ganzen Welt „die recht ernste Krise“, die durch den Rückgang der Berufe die Gemeinschaften weiblicher Religiösen im größeren Teil der katholischen Welt, besonders aber in Europa, betroffen hat. Die nur für den Missionsdienst gegründeten Kongregationen, deren Entstehen meist auf das vorige Jahrhundert zurückgeht, sind in einigen Ländern von dem Rückgang weniger betroffen, fühlen ihn aber auch in steigendem Maße. Bei einer Erscheinung, die mit der wachsenden Säkularisierung des Denkens und Lebens so eng zusammenhängt, können auch die Missionsorden nicht von dem Übel verschont bleiben, da ihre Mitglieder ja zunächst Ordensleute und dann erst Missionare sind.

Es sind nun bei weitem nicht alle in den Missionen tätigen Schwesterngemeinschaften ausschließlich zum Dienst im Apostolat der Kirchengründung ins Leben gerufen worden. Sie widmen sich vielmehr vielseitigen Aufgaben daheim und draußen. Diese Gemeinschaften fühlen den Nachwuchsmangel in ganzer Schärfe und sind versucht, die „vorgeschobenen“ Posten in den Missionen abzubauen, um den Schwierigkeiten bei der Aufrechterhaltung der Werke in der Heimat wenigstens einstweilen zu begegnen. Die Versuchung ist besonders groß, wenn nur ein relativ kleiner Teil der Schwestern Missionsarbeit leistet. Eine solche Haltung wäre gewiß nicht katholisch, entspräche vielmehr einem sehr natürlichen Denken, mit dem man bisweilen im katholischen Leben der Heimat unter der Devise „Das Hemd ist mir näher als der Rock“ Opfer für die Missionen abwehrte.

Es sind nun in jüngster Zeit neue Genossenschaften mit stärkerem Auftrieb entstanden, die sich ganz oder teilweise den Missionen widmen. Besonders auf das direkte Apostolat der Umwelt eingestellt, unterbauen sie ihre Tätigkeit stark durch Sozialdienste. Bei einem Minimum gemeinsamer äußerer Lebensformen ist ihre ganze Ausbildung und Aszese auf die Formung selbstverantwortlicher Persönlichkeiten mit Wagemut und Initiative abgestellt. Mitten ins Leben tretend, sollen sie, um einen Ausspruch des in China verstorbenen amerikanischen Missionsbischofs F. Ford zu gebrauchen, überall das Ordenshaus mit sich tragen wie die Schnecke ihr Haus. Da diese Gesellschaften zugleich einem Bedürfnis der Seelsorge und dem Verlangen katholischer Frauenelite nach größerer Persönlichkeitsentfaltung im Rahmen der Gemeinschaft entsprechen, üben sie auf manche Mädchen, die zu den bestehenden Ordentypen kein inneres Verhältnis finden, einen wachsenden Einfluß aus. Aber abgesehen davon, daß diese Gemeinschaften zahlenmäßig das Gesamtbild der Nachwuchskrise bei den Missionsorden auf lange Zeit kaum beeinflussen werden, stellen sie nur eine neue zeitgemäße Spezialisierung des Frauenapostolats dar, dessen Angehörige im allgemeinen die Übernahme von Institutionen ablehnen. Ihr Vorbild sind die frommen Frauen, die mit den Aposteln wanderten, um die Menschen für Christus zu gewinnen. Was soll aber aus den bisher von Ordensfrauen geleiteten zahllosen Einrichtungen der Caritas, der Mädchenbildung, des Sozialdienstes werden, die für eine moderne Missionsarbeit

auf breitester Basis nach wie vor grundlegende Bedeutung haben, wenn die Berufe nur dem neuen Spezialtyp fraulicher Missionsarbeit zuströmen? Gerade für die Aufrechterhaltung, Entwicklung und Neugründung der Institutionen fehlt aber der Nachwuchs. Die neuen Gemeinschaften betonen sehr stark den Heroismus, den sie von ihren Schwestern fordern, die in totaler Anpassung mitten in die Welt treten. Man hat oft den Eindruck, daß sie das Leben in den älteren Missionsorden für asketisch weniger anspruchsvoll ansehen, übersehen aber, daß eine lebenslange, örtlich gebundene Gemeinschaft in Institutionen ebenfalls ein Höchstmaß von Selbstverleugnung und Entsagung fordern kann, die vom Ziel dieser Arbeit her freudig getragen wird. Die älteren Missionsorden sollten aber diese neuen Formen des Apostolats weiblicher Orden gründlich studieren, nicht um sie zu kopieren, sondern um von ihnen zu lernen, um das bei ihnen ständig neu geforderte Werk der Anpassung an die Zeit geistig zu befruchten und von gewissen Erstarrungsformen in Aszese und äußerer Lebensgestaltung abzukommen, „in denen ein wahrhaft gutes und tapferes junges Mädchen nur Hemmnisse für ihre Berufung fände“ (Pius XII. an den Ordenskongreß 1952 zu Rom; Herder-Korrespondenz 7. Jhg., S. 53).

Selbst wenn es nun gelänge, für die in den Missionen tätigen weiblichen Orden und Genossenschaften den zur Erhaltung ihrer derzeitigen Mitgliederzahl nötigen Nachwuchs zu sichern, wäre das anstehende Problem nur zum Teil gelöst. Die bisher übernommenen Aufgaben ließen sich zwar weiterführen, neue große Unternehmungen aber könnten nicht begonnen werden. Solche fordert aber die Stunde vor allem in Afrika, dessen Kirche in einen lebenbedrohenden Kampf verwickelt ist, der bis in die Wurzeln ihrer irdischen Existenz geht. Große Teile des Schwarzen Afrikas haben überhaupt noch keine oder nur ganz wenige Ordensfrauen. Vor allem fehlen sie in den Pionier-Missionen an der Peripherie der Ausbreitungsfrent. Dieser Mangel macht sich um so stärker fühlbar, als die vorhandenen Schwestern aus missionsgeschichtlich einsichtigen Gründen sehr ungleich verteilt sind. In allen Sprengeln, die in Afrika der Kongregation der Glaubensverbreitung unterstehen, gibt es nur 19 600 Schwestern, während in der übrigen Missionswelt 41 900 gezählt werden. Auf die über 700 Missionsprengel, die im Jurisdiktionsbereich der Propaganda Fide liegen, kommen also insgesamt 61 500 Schwestern, während Deutschland nach der Statistik von 1957 ihrer 93 260 zählt. Seit Jahren machen zahlreiche Missionsbischofe eigens Reisen nach Europa und Nordamerika, um für Neugründungen Schwestern zu erhalten. Meist kehren sie ohne Erfolg heim, da man ihnen den Nachwuchsmangel vor Augen hält. So ging es auch dem damaligen Apostolischen Administrator von Hiroshima, Msgr. Akira Ogihara, der darüber in „Die katholischen Missionen“ (1952, S. 35) berichtet: „Hier (in Deutschland) habe ich wohl die größte Enttäuschung erlebt; denn das unmittelbare Ergebnis meiner Bemühungen war Null. Überall, wo ich ein Mutterhaus von Schwestern fand, bin ich hingegangen und habe um die Mitarbeit in der Mission von Hiroshima gebeten. Alle Generaloberinnen haben mir ohne Ausnahme erklärt: ‚Es ist nicht möglich, wir haben keinen Nachwuchs!‘ Das gebe ich zu. Ist aber nicht einer der Gründe, warum es ihnen an Nachwuchs fehlt, daß sie keine Schwestern in die Mission schicken? Verschiedene Oberinnen, deren Schwestern bereits in der Mission ar-

beiten, haben mir gesagt, daß ihr Nachwuchs normal sei. Mehrere junge Mädchen, die sich meldeten, um in der Mission zu arbeiten, konnte ich an jene Schwesterngenossenschaften weisen, die bereits in Japan wirken.“ Seit jenem Jahre 1952 hat nun eine Anzahl bisher nicht in den Missionen tätiger weiblicher Orden und Genossenschaften Deutschlands trotz Nachwuchsmangels Aufgaben in Missions- oder Quasi-Missionsgebieten übernommen. Es mag noch zu früh sein, den Einfluß dieses tapferen Wagnisses auf die Behebung des Nachwuchsmangels in den betreffenden Gemeinschaften zu untersuchen. Ganz allgemein kann aber gesagt werden, daß die Übernahme einer Missionsarbeit so mancher Kongregation, die in ihrem geistigen Habitus, in einseitiger Routinearbeit und in krampfhaftem Festhalten an gewissen durchaus nebensächlichen traditionellen Formen und Klosterbräuchen zu erstarren droht, nicht nur eine größere universalkirchliche Blickweite gibt, sondern ihr auch neue Dynamik und den Sinn für Anpassung an neue Gegebenheiten verleiht. Dies ist aber eine der Vorbedingungen, um die Reformen durchzuführen, die eine solche Kongregation für idealgesinnte junge Mädchen anziehend machen und die auch das Verständnis für das Seelenleben dieser jungen Menschen erleichtern.

Die Notwendigkeit von Schwestern in den Missionen

Vier Missionszyklen dieses Jahrhunderts bezeichnen die Ordensfrauen als „notwendige Mitarbeiterinnen“ der priesterlichen Missionare. Diese Notwendigkeit ergibt sich zunächst aus der Art ihrer Tätigkeit, die sich auf Seelsorgehilfe, Caritas-, Bildungs- und Sozialarbeit vor allem an der Frau erstreckt, aber in ihren Auswirkungen der ganzen Mission zugute kommt. Keine dieser Tätigkeiten kann, wie schon angedeutet, heute entbehrt werden. Durch das Entstehen neuer sozialer Ordnungen, durch den wachsenden inneren Aufbau der Missionskirchen und die rapide Emanzipierung der Frau wird ihre weitere Entfaltung bei zugleich stärkerer Spezialisierung nur noch dringlicher. Keine Laienhilfe „auf Zeit“ kann die Ganzheitshilfe der Ordensfrauen in der Lebensweihe an ihre Aufgabe, die stets durch Nachwuchs gesicherte Kontinuität ihrer Arbeit, die gründliche Umweltkenntnis der Schwestern, die Übertragung erprobter Methoden und Erfahrungen von einer Ordensgeneration auf die andere ersetzen. Manche bisher von den weiblichen Religiösen unter dem Zwang der Umstände mit übernommene Funktionen, vor allem auf dem Gebiete der Sozialaktion im weltlichen Raum, werden mit Nutzen, vielleicht sogar besser, von Weltlaien übernommen werden können. Aber es ist zu beachten, daß sich weibliches Ordensleben heute in den Missionen durch geeignete Anpassung fähig zu machen sucht, auch im profanen Raum als christlicher Sauerteig wirksam zu werden. Die verschiedensten Typen von Orden, die sich solche Ziele gesetzt haben, bilden in ihren Lebensformen eine fast kontinuierliche Linie bis hin zu den Säkularinstituten, die ja auch zu den Ständen der Vollkommenheit gehören, und von letzteren führen Verbindungslinien zu den Gesellschaften von Missionshelferinnen, die sich für immer dem Missionsapostolat widmen, ohne den Charakter von Orden oder Weltlichen Instituten zu haben. Die Ordensfrau steht in den Missionen also, obwohl sie „nicht von der Welt“ ist, heute in bisher nicht erlebtem Maße, geistig und örtlich auch „mitten in der

Welt“, in edlem Wettbewerb mit den neuen Formen des Umweltpapstapostolats von Laien. Die Entwicklungsfähigkeit weiblichen Ordenslebens in Richtung auf die Zeitbedürfnisse zeigt sich auch in der staunenswerten Entfaltung der missionsärztlichen Schwesternschaften, dem Vordringen von Ordensfrauen bis auf die Lehrstühle von Universitäten, bis zur Übernahme von ganzen Universitätskollegs. Auf Formosa sollen Ordensfrauen die Leitung der Fakultät für Frauenbildung an der im Aufbau begriffenen katholischen Universität übernehmen. Die Schwesternschaften bemühen sich, der asiatischen und afrikanischen Frau in allen Phasen der Evolution zu folgen. Wir sehen sie in zielbewußter Mitarbeit an der sozialen Strukturierung und der staatsbürgerlichen Grunderziehung in den neuen Staaten. Dem geistig aufgeschlossenen katholischen Mädchen, das echten Missionsberuf hat, bieten sich also eine Fülle von Möglichkeiten, um je nach Anlage und Neigung den Missionen zu dienen. Entscheidende Bedeutung haben die Missionsschwestern für die Einpflanzung des Ordenslebens im Bereich der werdenden Kirchen. Sie bieten das Vorbild, wecken das Verlangen nach Ergreifen des Ordensstandes, pflegen die Berufe, stellen die ersten Leiter neugegründeter einheimischer Genossenschaften. Immer zielbewußter gehen auch die großen, im Westen gegründeten Frauenorden darauf aus, einheimische Berufe in ihre eigenen Reihen aufzunehmen. Sie fördern so den katholischen, weltumfassenden Geist sowohl bei den weißen als den farbigen Schwestern. Letzteren geben sie zudem die Genugtuung, in aller Sichtbarkeit den weißen Ordensfrauen gleichgeachtet zu werden. Diese praktische Überwindung der Rassenschanke in den weiblichen Orden hat den gleichen Zeugniswert wie die Aufnahme von Nichtweißen in die Männerorden. Die Begegnung mehrerer Kulturen in der gleichen Ordensfamilie zwingt auch zur Durchdenkung der Anpassungsaufgabe, d. h. zunächst zur Unterscheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem im Ordensleben. Der Mangel an dieser Unterscheidung macht einen hyperkonservativen Geist unfähig zu einer vernünftigen Anpassung. Es ist nicht zu leugnen, daß mancher in den Missionen tätige weibliche Orden bis in die jüngste Zeit noch nicht von jenem dynamischen Geist voll durchdrungen war, den die moderne Missionstheologie verbreitet, vielleicht weil man sich nicht genügend bemüht hat, ihn damit vertraut zu machen. Die Bemühungen Roms um Hebung der theologischen Bildung der Ordensfrauen in der ganzen Welt werden den Anpassungsprozeß beschleunigen, der auch in der Heranbildung weiblichen Nachwuchses aus einheimischen Kreisen vonnöten ist. In einem Brief an eine aus dem Westen stammende Oberin in Japan schrieb der japanische Bischof Dominikus Fukahori: „Wäre es nicht an der Zeit, den in Missionsländern arbeitenden Schwestern und ihren einheimischen Mitschwestern in diesem Lande einige Erleichterungen in ihren Regeln zu geben, die bei aller Wahrung der Konstitutionen durch eine bessere Anpassung eine intensivere apostolische Arbeit gestatteten? Man müßte hier von der Anpassung in der Kleidung handeln, von der materiellen Anpassung in Einklang mit dem Klima und ebenfalls von der spirituellen Anpassung...“ Der frühere Apostolische Delegat in Australien, Erzbischof Carboni, erklärte im Jahre 1956 einer Gruppe australischer Dominikanerinnen, die zu den Salomonen-Inseln gingen: „Manche Missionsschwestern scheinen es als eine Verletzung ihrer Regel zu betrachten, wenn sie sich in Dingen anpassen, die

in Wirklichkeit nur sekundärer Natur sind. Die Folge ist, daß sie die einheimischen Berufe nicht, wie sie es sollten, anziehen. Katholische Missionsschwestern sollten es nicht darauf anlegen, jenen, zu denen sie gehen, ihre eigene Denk- und Lebensart sowie ihre eigene Tracht aufzuerlegen. Sie werden sich bewußt bleiben, daß sie die Kirche in die Denk- und Tätigkeitsartung, in die Kleidertracht und die Form der Rede dieser Völker einzupflanzen haben.“

Neugegründeten einheimischen Schwesternkongregationen gibt man meist wie selbstverständlich ein der kulturellen Umwelt angepaßtes Ordenskleid. Die vom Westen ausgegangenen großen Orden wurden seit jeher in den Tropen vom Klima her zu einer oft großen Anpassung des Ordensgewandes an die Umwelt genötigt. Über diese allgemein anerkannte Anpassung hinaus gibt es Anpassungsprobleme. Die zugleich in vielen Kontinenten arbeitenden weiblichen Orden möchten aus begreiflichen Gründen in aller Welt ein gleichartiges Kleid tragen. Sie suchen deshalb nach einer Tracht, die allen Kulturen genehm ist. Bei der allgemeinen zivilisatorischen Angleichung in der Welt mag es möglich werden, ein anspruchloses, schlichtes Gewand zu finden, das nicht als typisch europäisch angesehen wird und zugleich die Ordensfrau als solche kenntlich macht. Man darf allerdings Zweifel hegen, ob diese Lösung dann zum Ziele führt, wenn sie als „Kompromißlösung“ zwischen den konservativen und fortschrittlichen Elementen vorwiegend westlicher Ordensmitglieder ausgehandelt wird. Es bleibt dann immer ein Stück „Europäismus“ im Ordensgewand, das sich in Asien und Afrika stärker bemerkbar machen wird, wenn dort die Versuche zur Revalorisierung der eigenen Kulturformen Erfolg haben sollten. Der Europäismus kommt in vielen Missionsländern mit eigener alter Kultur am meisten in den Kopfbedeckungen der Schwestern zum Ausdruck. Zahlreiche Orden haben hier sowohl der Hygiene als der praktischen Arbeit dienliche Reformen durchgeführt, die zugleich die Anpassungsaufgabe erleichtern. Zu Ostern 1960 — um ein Beispiel aus jüngster Zeit zu nennen — hat die 3421 Schwestern in 468 Niederlassungen von vier Kontinenten zählende Kongregation der Lehrschwestern vom heiligen Kreuz (Menzingen, Schweiz) den gestärkten Kragen und den weitabstehenden Schleier durch einen herabfallenden schwarzen Schleier ersetzt. Zur Begründung erklärte die Generaloberin einem sie befragenden Journalisten: „Unsere Schwestern haben Wichtigeres zu tun, als jährlich ungezählte Stunden den Schleier zu stärken.“ Einige aus jüngerer Zeit stammende internationale Kongregationen, wie z. B. die Kleinen Schwestern von Jesus, sind zu einer radikaleren Anpassung des Ordenskleides an die besondere Umwelt, in der sie wirken, geschritten. Die spanischen Missionsschwestern von Jesus Christus tragen außerhalb des Ordenshauses die ortsübliche Frauenkleidung.

Das Ordenskleid ist nicht wesentlich zum Ordensleben, aber abgesehen von dem Schutz, den es nach außen, und der ständigen Mahnung zum Leben nach den Gelübden, den es nach innen darstellt, trägt es in hohem Maße zur Erfüllung der sozialapostolischen Aufgabe bei, die allem Ordensleben vor der Welt gegeben ist, Zeugnis zu geben für den übernatürlichen Charakter der christlichen Botschaft, für das diese Zeitlichkeit übersteigende Reich Gottes. „Ohne ihre nach den evangelischen Räten lebenden Ordensgemeinschaften würde die Kirche nur ein verstümmeltes Antlitz Christi zeigen. Sie würde etwas von

ihrer Botschaft verlieren. Ihre lebende Predigt des Reiches Gottes wäre unvollständig“ (Henri Mogenet SJ, *Études*, Dezember 1947, S. 224). Die Missionsarbeit der Kirche ist nun zunächst Verkündigung des Reiches Gottes an die Nichtchristen. Wo also im Missionsapostolat die Ordensleute fehlen, begegnet den Heiden ein verstümmeltes Antlitz Christi. Es fehlt das prophetische Zeugnis des ganz aus Gott und in Gott gestalteten Lebens des neuen Himmels und der neuen Erde. Dieses Zeugnis, das gottgeweihte Männer und Frauen geben sollen, ist in den Missionsländern, die vom Materialismus bedroht sind und in denen sich selbst die Christen heute in Gefahr befinden, den transzendenten Charakter der christlichen Botschaft zu verkennen, unersetzlich. Deshalb muß es mit religiöser Sorge erfüllen, wenn es weite Räume der Missionswelt gibt, in denen sich keine Ordensschwestern befinden. Nicht nur ihr Wirken wird hier vermißt, sondern auch ihr lebendiges Zeugnis für das in der Ewigkeit sich vollendende Reich Gottes. Nur selten wird jungen Mädchen diese Seite des Ordens-Missionsberufs dargestellt.

Der Missionsordensberuf

Man hört heute oft aus dem Munde junger Mädchen: „Ich möchte Missionarin werden, aber nicht in einem Orden, vielmehr als Laienhelferin.“ Ist dieses Verlangen darauf gegründet, daß keine wirkliche Berufung zum jungfräulichen Leben in einem Orden vorhanden ist, so stehen zu seiner Erfüllung vorläufig nur begrenzte Möglichkeiten offen, besonders wenn nur an eine zeitlich begrenzte Bindung gedacht ist. Aber auch die Zahl der Gesellschaften von Missionshelferinnen, die eine Lebensbindung verlangen, ist klein, und sie treffen nach gründlicher Prüfung des Berufes eine scharfe Auswahl unter den Kandidatinnen. Diese Situation kann nun dazu führen, daß ein junges Mädchen nach langem Suchen schließlich doch über den Eintritt in einen Missionsorden die Erfüllung seines Zieles sucht. Eine solche Berufswahl trägt den Keim der inneren Katastrophe in sich. Denn in einem Missionsorden ist „der jungfräuliche Beruf und seine Pflege das Primäre, die Missionsarbeit das daraus Folgende, Sekundäre (Schwester Sixta Kasbauer SSPS).

Sehr oft ist indes heute die andere Situation anzutreffen, daß ein junges Mädchen echten Ordens- und Missionsberuf hat, aber sich an gewissen Äußerlichkeiten des zeitgenössischen Ordensleben stößt, zu deren Beseitigung den Verantwortlichen manchmal Einsicht und Mut fehlen. Noch häufiger hat die weibliche Jugend ein verzerrtes Bild vom Ordensstande, an dessen Entstehen nicht nur der Geist der Zeit seinen Anteil hat, sondern auch die Art und Weise, wie innerhalb der Kirche von Jugendbildnern bisweilen über den Ordensstand, speziell die weiblichen Orden, geschrieben oder gesprochen wird. Würde unsere katholische Jugend eine echte Kenntnis vom Wesen des Ordenslebens haben, so wäre für sie der Besuch des Films „Geschichte einer Nonne“, den die Katholische Film-Kommission als „sehenswert von 16 Jahren ab“ empfohlen hatte, wirklich sehenswert gewesen. Sie hätte nämlich erkannt, daß die Helden des Films keinen Ordensberuf hatte und daß im Film ein völlig verzerrtes Ordensideal dargestellt wurde. Tatsächlich hat dieser technisch hervorragende Film, der zur Zeit auch in Missionsländern wie Indien läuft, explosiv in eine schon bei der katholischen Jugend vorhandene Abwehrhaltung hineingewirkt, und in den Tränen, die Tausende junger

Mädchen beim Mitleben des Schicksals der Schwester Lukas weinten, sind zahllose Ordensberufe erstickt worden. Es sei bei dieser Gelegenheit auf die Auseinandersetzungen mit dem genannten Film in „Die katholischen Missionen“ (Heft 2, 1960), in der „Deutschen Tagespost“ (16. 2. 60: Stellungnahme der Vereinigung höherer Ordensoberinnen Deutschlands, auch wiedergegeben in „Der große Entschluß“, Wien, Mai 1960), in den Pariser „Etu des“ (April 1960) und in „The Examiner“, Bombay (20. 2. 60) hingewiesen.

Der Hauptschriftleiter der „Katholischen Missionen“, J. A. Otto SJ, beschäftigt sich in diesem Zusammenhang auch mit den Aufgaben unserer katholischen Jugendführung: „... Ist das Zentralanliegen unserer Jugendseelsorge und das Herzensanliegen unserer Jugendseelsorger dieser evangelische Höhenruf: ‚Eines fehlt dir noch. Willst du vollkommen sein, dann geh hin, verkaufe, was du hast... dann komm, nimm dein Kreuz und folge mir nach‘ (Matth. 19, 21 und Mark. 10, 21)? Oder begnügt man sich mit dem braven Durchschnittschristen: ‚Willst du ins Leben eingehen, dann halte die Gebote? Wagt man auch heute dem jungen Menschen diesen Höhenruf Jesu als Lebensberuf deutlich und unausweichlich zur persönlichen Stellungnahme und Entscheidung vorzulegen? Oder verschweigt man diese Möglichkeit? Blockiert diesen Höhenweg, weil man den jungen Menschen viel zu früh schon auf den Durchschnittsweg festlegt? Ihn nicht mehr offen und ansprechbar hält für den Höhenruf der Gnade? Nur dann, wenn immer mehr Jugendliche wagen, diesem Ruf zum Höchstziel der Christlichkeit zu folgen, werden immer weniger unter den Durchschnitt der Christlichkeit absinken... Die bedrückende Unfruchtbarkeit an kirchlichen Berufen für Mission und Heimat in der Kirche Deutschlands ist für die Seelsorge, zumal die Jugendseelsorge, noch immer eine unbewältigte Aufgabe. Und doch ist die behutsame, aber zielklare Weckung und Pflege von Missionsberufen... der drängendste, vielleicht entscheidende Beitrag, den *nur* die Jugendseelsorge für die Weltmission leisten kann. Nichts und niemand kann ihr diese weltweite, diese wahrhaft katholische Verantwortung abnehmen.“

Warum spricht man nun von einer besonderen Berufung zur Mission? Warum nicht einfach von einer Berufung zum Apostolat, wie sie auch in der Tätigkeit zur Wiederverchristlichung des Abendlandes vorhanden sein kann? Weil der Missionsberuf vom apostolischen Arbeiter ein Verlassen der eigenen Umwelt, der eigenen Nation, bei Ordensleuten auch in gewisser Hinsicht der eigenen Klosterwelt verlangt, um in einem Höchstmaß von Anpassung in einer ganz fremden Kultur an der Grundlegung einer neuen Kirchengemeinschaft mitzuwirken. Es wird hier ein sehr hoher Grad von Selbstverleugnung, von Hingabe an ein anderes Volk, von apostolischen Tugenden verlangt. Der Missionar kann zudem trotz des Einsatzes seiner ganzen Persönlichkeit für diese schwierige Aufgabe nicht damit rechnen, das eigene Werk zur Vollendung zu führen. Er ist nur Wegbereiter, muß sich gewissermaßen selbst überflüssig machen, um möglichst bald einheimische Kräfte an seine Stelle treten zu lassen. Zur Erfüllung solcher Aufgabe gehört nach dem Zeugnis Dutzender von Stellen der großen Missionszyklen unserer Zeit eine besondere, unmittelbar von Gott kommende Berufung. In den Schwesternkongregationen, so sagt Pius XII. in der Enzyklika *Saeculo exeunte octavo* (1940), „müssen jene ausgesucht werden, die durch die

göttliche Gnade zur Hilfeleistung an die Missionen aufgerufen sind“. In dem gleichen Rundschreiben wendet sich der Papst an die Leiter von Missionskollegien und an die Oberen der religiösen Institute (Orden) mit folgenden Worten: „Sie mögen sorgfältig erwägen, daß niemand den mühsamen und schweren Weg dieses Apostolats gehen kann, der hierzu nicht durch eine besondere Gnade Gottes gerufen ist; ebenso, daß niemand diesen Weg fortsetzen darf, der auf die göttliche Eingebung und die göttliche Berufung nicht in würdiger Weise antwortet.“ Es soll hier nicht im einzelnen untersucht werden, wie sich dieser Beruf konkret äußert, auch nicht, inwieweit er mit anderen kirchlichen Berufungen verbunden sein kann. Es genüge hier die Feststellung: der Missionsberuf kommt von Gott.

Zurückhaltung von Missionsordensberufen in der Heimat?

Tritt nun ein junges Mädchen, das Missionsberuf zu haben glaubt, in eine Kongregation ein, die ganz für den Missionsdienst gegründet wurde, so dient das Noviziat zur Prüfung dieser Berufung durch die Kandidatin selbst und durch den Orden. Wird der Beruf bejaht, so läßt man das Mädchen zu den ersten Gelübden zu. Es besteht aber dann auch die Pflicht der Oberen, der jungen Schwester nach entsprechender Ausbildung die Möglichkeit zu geben, dem Rufe Gottes in die Mission zu folgen. Es können in den Ausbildungsjahren Umstände gesundheitlicher Natur eintreten, die eine Schwester hindern, auf dem Missionsfeld zu arbeiten. Sie wird dann gerne daheim für die Mission arbeiten. Sicher braucht ein Missionsorden eine Heimatbasis mit dem notwendigen Personal für Leitung, Heranbildung der Kräfte, Werbung, Verwaltungsaufgaben, Pflege der alten oder kranken aus den Missionen zurückkehrenden Schwestern. Viele Ordensfrauen müssen jahrelang in der Heimat studieren, und man braucht auch Reservekräfte für plötzlich ausfallende Spezialberufe. Aber kann man es verantworten, gesunde Schwestern in Missionsdiensten der Heimat ein Leben lang zu beschäftigen, ohne daß sie wenigstens einige Jahre auf dem ersehnten Arbeitsfeld tätig gewesen sind? In Deutschland haben die besonderen Verhältnisse zweier Weltkriege die weiblichen Missionsorden gezwungen, missionsfremde Aufgaben in der Heimat zu übernehmen, aus denen sie sich bei dem herrschenden Schwesternmangel schwer lösen können, aber trotz allem lösen müßten, um wieder ganz für die Aufgabe frei zu werden, zu deren Erfüllung sie gegründet wurden. Es wird von jungen Mädchen, die in einen Missionsorden eintreten möchten, immer wieder geltend gemacht, sie fürchteten, nicht in die Missionen zu kommen, vielmehr etwa als Krankenschwestern in der Heimat beschäftigt zu werden (vgl. Klemens Tilman in „Katechetische Blätter“, 1957, S. 142—43, und die Antwort von Matth. Schneider SVD, ebd. S. 460 f.). Als nach dem ersten Weltkrieg Prof. Josef Schmidlin sich gegen die „Hypertrophie der heimatlichen Missionsbasis“ wandte, kam es zu einer lebhaften Auseinandersetzung mit den Missionsorden. Würde man die Klage heute erheben, so würde das gleiche geschehen. Es ist an dieser Stelle nicht beabsichtigt, eine solche Kontroverse zu entzünden, vielmehr zu zeigen, daß das Problem der zu starken Heimatbasis einen viel allgemeineren Hintergrund hat, als es etwa die besondere Lage der deutschen (hier weiblichen) Missionsorden nach zwei Weltkriegen vermuten läßt. Prüft man

erreichbare Statistiken großer internationaler weiblicher Missionsorden, so stößt man oft auf eine unverhältnismäßig große Zahl von in der Heimat beschäftigten Schwestern. Man muß freilich diese Statistiken sorgfältig studieren, um kein ungerechtes Urteil abzugeben. So stellte das Zurückfluten mehrerer Tausend Schwestern aus den Verfolgungsgebieten in China, Korea, Vietnam die weiblichen Missionsorden vor sehr schwierige Aufgaben der Unterbringung. Junge Missionsorden brauchen zudem eine Anlaufzeit, bevor sie stärkere Kontingente in die Missionen senden können. Es dürfte aber Übereinstimmung darüber bestehen, daß es nicht in der Ordnung ist, wenn große, seit langem in allen Kontinenten tätige Schwesterngemeinschaften etwa 50 und mehr Prozent ihrer Profeschwestern in der Heimat haben. Auf das Argument, daß im Verlaufe der Ausbildungszeit manche Schwestern entdecken, daß in ihrem ersten Missionswunsch viel Jugendromantik war und daß sie nun glücklich seien, auch im Heimateinsatz ganz missionarisch und apostolisch tätig zu sein (vgl. „Katechetische Blätter“ a. a. O. S. 460), wäre zu erwidern: Wenn dieser Übelstand so weit verbreitet ist, daß er zur Erklärung einer (zugegebenen) Hypertrophie der heimatlichen Missionsbasis mit herangezogen werden muß, ist dann nicht vielleicht schon im Noviziat einiges versäumt worden?

Weihbischof Fulton J. Sheen beschäftigte sich in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Worldmission“ (Winter 1959/60) eingehend mit unserem Problem aus der Sicht der amerikanischen Verhältnisse: „Auf den Missionsgesellschaften lastet gegenüber ihren jungen Mitgliedern eine Verantwortung von erschütternder Größe. Die jungen Menschen treten in den Orden ein, um unter Heiden die Frohbotschaft zu verkünden. Angenommen, der Leiter einer Medizinischen Fakultät hätte über die Kandidaten die gleiche Autorität wie der Obere einer Missionsgesellschaft sie über Schwestern, Brüder und Priester hat. Angenommen, 50 oder nur 20 oder nur 10 Prozent bekämen niemals die Erlaubnis, in der Medizin praktisch tätig zu sein. Angenommen, sie würden zu Buchhaltern,

Rechnungsführern, Brieföffnern, Kartenzeichnern, Werbechefs, Tagungsreisenden gemacht. Müssen sie nicht zu Frustrierten, zu Neurotikern und Psychopathen werden? . . . Wenn nun ein junger Mensch einer Missionsgesellschaft beiträgt mit dem ausdrücklichen Wunsch, Missionar zu werden, hat er nicht das gleiche Recht dazu, wie ein Student das Recht hat, Zahnarzt zu werden, nachdem er die entsprechende Ausbildung genossen hat? Ist es nicht ein Vertrauensbruch, ein Mangel an Gerechtigkeit und eine Pflichtversäumnis, ihn in Jerusalem festzuhalten, wenn er berufen ist, nach ‚Samaria und bis an die Grenzen der Erde‘ zu gehen? Das soll nicht heißen, daß er nie zu anderen Aufgaben verwendet werden soll . . ., aber dies sollte erst dann der Fall sein, nachdem er mindestens für eine gewisse Zeit seine Berufsaufgabe erfüllt hat. Anders liegen die Dinge bei Gesellschaften, deren Zweck nicht ausschließlich die Mission ist und in denen es keine Freiwilligen für die Missionen gibt . . .“

Msgr. Sheen wendet sich dann noch gegen gewisse Methoden der Werbung für Missionsberufe, die sich weltlicher Lockmittel bedienen. Der Ruf an die Jugend, Christus dem König zu folgen, sei untrennbar mit dem Kreuz Christi verbunden. Missionsarbeit fange auch nicht in Korea, Indien oder Neuguinea an, sondern bei der Geburt einer Berufung, beim Nazareth des Noviziats. Man dürfe den Kandidaten nicht sagen, sie müßten sich für jenen Augenblick auf das Opfer ihrer selbst vorbereiten, in dem sie die Bestimmung für die Mission erhielten. Auf dem Missionsfeld hätten sie nur eine Form der Hingabe mit einer anderen zu vertauschen. Sheen verlangt, daß man die Aufgeschlossenheit für das Opfer, die die Jugend kennzeichnet, schon im Noviziat zur Erfüllung bringe.

Tut man dies, so wird man echte Berufung zur vollen Entfaltung, unechte zum Rücktritt bringen, und in dem Maße, wie weibliche Missionsgesellschaften nach außen ihre innere ausschließliche Hingabe an die Missionen profilieren, werden sie auch berufenen jungen Menschen das Gefühl der Sicherheit geben, hier zur Erfüllung ihrer von Gott ausgehenden besonderen Berufung zu gelangen.

Die Münchener Volksmission 1960

Vorbereitung, Durchführung und Bilanz einer Großraummission in einer modernen Millionenstadt

Zur Vorbereitung des Eucharistischen Weltkongresses, noch mehr zur Einleitung einer zeitgemäßen Seelsorge, wurde in München während der Fasten- und Osterzeit 1960 eine Großraummission durchgeführt. Die letzte Volksmission, welche die gesamte Metropole erfaßte, war 1928 abgehalten worden. Diesmal freilich wurde das Unternehmen intensiver und (räumlich wie zeitlich) ausgedehnter angelegt.

Vorbereitungen

An Silvester 1956 hatte Kardinal Joseph Wendel die Volksmission in einer vielbeachteten Predigt angekündigt. Der Oberhirte, der einst in Speyer selbst Missionen gepredigt hatte, schaltete sich rege in die Vorbereitungen ein, nahm an den Priesterkonferenzen und Laienzusammenkünften teil, suchte die Arbeiter in den Betrieben auf und drang auf eine Neuausrichtung der Volksmission.

Bereits im Jahre 1956 hatte das Jugendseelsorgeamt einen Vierjahresplan „Für ein neues München“ entworfen; im Zentral-Kolpinghaus kamen fast jeden Monat Hunderte von Frauen und Männern zusammen, um mit ihrem Erzbischof die Lage Münchens zu beraten. Fünf Arbeiter-Missionare unter Führung von P. Prinz SJ mühten sich um die Gründung christlicher Zellen in den Betrieben. Zum Auftakt der unmittelbaren Missionsvorbereitung wurde im Erzbischöflichen Seelsorgeamt (Leiter: Domvikar Hubert Klees) eine Missionszentrale errichtet, die Rektor Josef Spielbauer CSSR übergeben wurde, dem derzeitigen Generalvorsitzenden der Vereinigung deutschsprechender Volksmissionare (= Missionskonferenz). Mit Anfang 1957 versuchten sieben Missionare in den sieben Stadtdekanaten das Wohnviertel-Apostolat der Laien aufzubauen; an die 10 000 für die Wohnviertel Verantwortlichen wurden in den drei Jahren gewonnen.